

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

130 (9.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Theater und Musik Badisches Landes theater

Erstaufführung: „Meber allen Zauber Liebe“
Luft, Schau- und Trauerspiel von Calderon de la Barca
Was Calderon, der große spanische Autor (1600-1681) uns hier bietet, ist ein Schauerstück vom reinsten Wasser. Die sogenannte Schauerdichtung, die in Spanien und Italien aufkam, spiegelt das gesellschaftliche Leben der Höfe und der Hofadelstrelche mit allen ihren Träumen und Wünschen, ihren Ansehungen und Stützen. Dieses von keiner Lebensnot bedrängte Volkstum maskiert sich gegen als Schauerstück, das keine Kammer auf die Weite treibt und dann die Länge in ihrem Nichtstun unter galanten Gesprächen über das beliebteste Thema, die Liebe, verbringt. So ist auch dieser Stoff, der auf die Zügel der Königin Circe verschlagen wird, nichts anderes als ein schillerndes Gelächter, das mit seiner Anarchie annehmliche Tage verbringt, Süßholz faucht und köstliche Kästchen in barockschillernde Gewand fesselt, das die Reueidichtung Wilhelm von Scholens noch mit einigen modernen Akten aufputzt, so daß man es mit Gemütsaus drei weitest verchiedenen Epochen zu tun hat.

Um es gleich zu sagen: dem heutigen Menschen haben solche Sachen nichts zu geben. Wir sind momentan nicht spielerisch genug angelegt, um an diesen galanten Tändeleien Geschmack zu finden. In der Zeit des Lohn- und Gehaltsabbauers, der Wirtschaftskrise, der sich zuspitzenden Auseinandersetzung von Kapital und Arbeit, der drückenden Kriegsschulden, der Gefahr eines blutigen Bürgerkrieges, kann man ein ielliches Aufbereiten für solche hohen Darmlosigkeiten nicht voraussetzen. Das hätte das Theater in Betracht ziehen sollen; aber das Theater lebt manchmal in den Wolken. Es war daher nicht zu verwundern, wenn man im Publikum das Verdicht föhler hörte: *Vanagorell!* Das Stück vermag in der Tat nicht zu fesseln, es brinat nichts, das uns aufhorchen ließe.

Und das trotz der prachtvollen Aufmachung, in der Felix Baumhach es uns präsentiert. Er wählte den historischen Rahmen des höchsten Operntheaters aus dem 17. Jahrhundert; auf barocken Prunk waren auch die Kostüme und die Dekorationen gestimmt. Hier haben Herr Schellenderg und Herr Hecht wieder einmal Vorbildliches geleistet, und man darf sagen, daß sich für den Theaterfreund der Besuch schon wegen der Kostümlichen und Dekorationen lohnt. Man empfängt edle Eindrücke aus dem Theater des beginnenden Absolutismus.

Darstellerisch lag die Hauptlast des Abends auf den Schültern Stefan Dahleus, der dem galant stirenden Cavalier Unffes einige männliche Akzente verlieh und die Süßlichkeit des Ganzen durch ebenso wohlwollend milderte, wie es der prächtige Humor Brand durch seine ironisierenden Bemerkungen tat. Die Gefährten des Unffes sind vom Autor färslich bedacht, sie bilden nur die Staffage der zwei Hauptpersonen, auch darin getreu die Stellung der Hofgesellschaft zum Herrscher wiedergebend. Aus ihrer Circe wachte Herr Schreiner nicht viel zu machen. Sie blieb absolut froh und unfähig. Den Schauerstoff traf sie garnicht, auch nimmt ihre Organ immer mehr eine harte, unweibliche klingende Färbung an. Sonst muß man noch Paul Müller beloben, der als Alarich das Haus zu unterhalten verstand. Es gab einige Hervorzuhe, M.

Der Herr des Hafens

Roman von Robert Jacques.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Reithstraße 5. 45. (Nachdruck verboten.)

In der Ueberraschung, in der Vielfältigkeit der Ereignisse, in dem Gefühl des Gefühls und unerwarteten Wendungen war die Anwesenheit eines Mannes, der abgelehrt, den Kopf in die Hände versinken, stumm auf einem Stühlchen in der Ecke saß, niemand bemerkt gemorden. Good, Hans und Angete verließen als erste die Kammer. Dann folgten die Polizisten und als der letzte, Smebl, sich anschickte zu gehen, hörte er eine Stimme: „Und ich?“ „Sie?“ antwortete Smebl auf gelaut, „freuen Sie sich mit am Glück des Nächsten. Was sollen Sie noch hier? Der Roman ist zu Ende.“

„Sie können einen nächsten beginnen,“ wurde geantwortet. „Und in dem wollen Sie wohl auch eine so angenehme ausgehende Rolle spielen wie im ersten unser Hans,“ sagte Smebl leicht und ohne hinzublicken. „Sie sind ein Schieber.“ „Ich bin,“ sagte Gost und erhob sich, „ein Mann bei Jahren. Auf mich wartet keine zwanzigjährige Angete. Auf mich wartet nur die alte Bettel in ihrem Hause, das Blutgerüst.“ Da sah Smebl um nach ihm. Er grüete ihn zurück, rief den letzten Polizisten erschrocken in den Rücken: „Sem!“ Seine, ohnmächtig zu jedem Wort, als der sich umwandte, auf den Mann in der Ecke.

Eine wilde Wunde trennte das rechte Auge aus dem Gesicht und die Wunde war weiß wie ein Knochen, das Gesicht grau wie Asche.

„Gost!“ entfuhr es dem Mund des Polizisten. Gost sagte nichts mehr. Nur als man ihm Handfesseln ansteckte, machte er die Bemerkung: „Ueberflüssig. Ich bin freiwillig hier.“ „Es ist nur,“ antwortete Smebl, „daß Sie vielleicht den Einfall bekommen könnten, freiwillig sich auch wieder zu entscheiden.“ „Wie Sie wollen!“ Und er hielt die Hände hin. Sein Gesicht war jetzt vollständig zerfallen, er sah aus wie ein Mann von achtzig Jahren.

Währenddessen geht Verlorentooft durch die Nacht des Hafens mit einigen Bekannten davon und röstert: „Wes? Wat is Wes, den ik uf meine Hand legen kann? Wes? Wes in der Sand... da kann der Sturm ran. Is der Nacht, dem Geschändetwerden, dem Dred, dem Raub, dem Mord, dem Verlaufen... nee, nee.“ Er lacht ein wenig auf. Eigentlich ist er glücklich und knurrt mit einem zufriedenen Gebelzer in den Bart.

Denn, der Teufel! diesmal hat es einen Sinn, daß er ins Namenlose zurückgeht. Daß er, wie es in seinem Namen steht, das Bündel verloren hat, in das seine Rost eingewickelt war. Denn an ihr wurden andere jetzt satt, geliebte andere, die im Grund nichts anderes waren als er selber.

Er lacht sich eines über das Besigliche, das er in seinem Namen gefunden hat.

„Aber Duncker!“ sagt er dann, „daß geht ja noch weiter, daß heißt ja zu noch was anderes: Verlorentooft! Wat for 'n deutschen Namen is der meinige! Jo, lat se liegen, de Rüst, die ik verloren hab. Sie liegt all lang gut dahinnen, dat mine Kinners se anjegen können.“

und am Mittwoch 10. Juni: „Die geliebte Stimme“ von Jaromir Weinberger. Die Ballettpartoutime „Don Juan“ von Glud mit Puccinis „Gianni Schicchi“ gelangt am Freitag, 12. Juni, zur Wiederaufführung. Am Sonntag, 14. Juni, geht als Nachmittagsvorstellung Judmaners „Sauptmann von Köpenick“ und abends die Operette „Biktoria und ihr Duldar“ in Szene.

Konzerte

Munich'sches Konservatorium

Als Abschluss für seine diesjährige Arbeitstätigkeit veranstaltet das Münch'sche Konservatorium im Eintrachtssaal sechs Prüfungsabende. Der erste Abend wurde von Schillerinnen der Gesangsschule Bura Steinmann bestritten. Die Begleitung übernahm dabei das Instrumentalensemble. Weil ein erkrankter gewandter, auf einflussender Begleitkünstler zur Verfügung stand, wurden hauptsächlich Opernarien als Aufgabe für die Vortragenden gewählt. Von den italienischen Klassikern über Mozart, Weber, Glud, Mennerber, Verdi bis zur modernen Oper, die durch Puccini und Richard Strauß vertreten war, bekam man ein buntes schattiertes Programm zu hören, das den Schülern Gelegenheit bot, sich über die verschiedenen Stilrichtungen zu orientieren. Das Gebotene zeugte von Begehung, Fleiß, künstlerischem Ernst und Wille. Die Darbietungen waren wohl von unterschiedlichem Charakter, Ausgereiftes wechselte mit mehr Gewolltem ab, aber alles trug den Stempel tüchtiger Arbeit. Clara Schneider, die wohl zu den Meisterkünstlerinnen der Bura-Steinmann'schen Schule zu rechnen ist, hat ihren besonders in den hohen Lagen ausgiebigen Sopran, der sich durch Klarheit auszeichnet, in ihrer Nacht. Er ist leichtfüßig, voluminös und steht im Dienste eines leichten Ausdrucks. Das etwas dunkel gefärbte Material von Käthe Pola ist gut geschult. Der Tonansatz ist sicher, bestimmt und die Formung wird nicht durch Indifferenz der verschiedenen Stimmfarben beeinflusst. Eine Maria gibt ihrer Stimme besonders in der tieferen Lage eine fröhliche Koloratur, sie singt mit starkem musikalischen Empfinden. Das die Koloratur in diesem Rahmen eine erhebliche Pflege findet, zeigten die Stimmen von Lotte Misch und Hilda Schröder. Beide Sängerinnen sind beachtlich, trotz liegender Tempi, bei ihrem Ziergehen die Töne klar, leicht, nicht vermischt nebeneinander zu reihen. Dies geschieht mühelos, annütig. Auch Käthe Hillip beherbergt den größten Teil der Koloraturtechnik, sie singt frisch, ohne Hemmungen. Hilde Beer wird durch gute Atemtechnik ihrem warm timbrierten Sopran noch größeres Volumen geben können. Für Nicolai hat Eile Kälme das richtige Verständnis. Sie trifft den schalkhaften Ton, in dem diese schwierige Arie gehalten ist. Der Brauch er ist sehr gut aus tragfähigen, auf fundierten Stimmen zusammen, die besonders im Piano wohlklingend und warm klingen. Auf eine korrekte Aussprache und rhythmisches Zusammenfinden wird besonders Wert gelegt. Als treffliche Begleiter bewährten sich Walter Born und Wilhelm Sautter. Direktor Wenz mit seinem Orchester waren eine im Kolorit wirksame und angenehm abwechselnde Stütze der durch starken Beifall geübten Solistinnen.

Mozart-Abend. Lehrer und die fortgeschrittenen Schüler der Musik vereinigen sich zu einem Kammerorchester, das sich ausgedehnt zum Beleginstrument bei Mozartwerken bewährte. Trude Jische spielte mit starckem Auffassung und kraftvollem Anschlag das A-Dur-Konzert. Sie hat, was annehmlich auffiel, persönlich gestaltet. Die klippereichen Konturen waren weinlich klar gezogen, die Färbung war überzeugend. An der Wiedergabe des D-Dur-Violinkonzertes durch Erla Paula konnte man eine ausdrucksvolle Färbung des Passagenwerts und rhythmische Präzision

perfolgen. Strich, Ton und Geläufigkeit sind trefflich entwickelt. Hanna Bodeneimer hat eine ausgezeichnete Handgeleitigkeit. Ihre Gestaltung des C-Moll-Konzertes zeugt von einer tiefen Versenkung in den Kern des Werkes. Mit ausdrucksvoller Beredamtheit legte sie den poetischen Gehalt dieses prächtigen Konzertes aus. Wiltrud Radfisch hat den ersten Satz des C-Dur-Konzertes ausserordentlich und mit feinen empfundenen Schattierungen erlebendigt. Die Wiedergabe des D-Moll-Konzertes durch Johanna Reiche wies auf Temperament, auf leidenschaftliche Gefühle hin. Die Pianistin hat einen reich differenzierten Anschlag, sie disponiert musikalisch gut und gestaltet energisch. Wilhelm Sautter wurde als Dirigent seiner Aufgabe in allen Dingen voll und gerecht.

Das Andreas-Hofer-Spiel auf der Volksbühne Dettingen. Der in diesem Jahre wieder zur Aufführung kommende Andreas Hofer von A. J. Lipp hat in manchen Teilen eine durchgreifende Veränderung erfahren. Zunächst wurde eine Reihe von Kürzungen vorgenommen, um den Handlungsablauf eine konzentriertere, härtere Wirkung zu erreichen. Ebenso zeitlich auf der 2. Akt durch ein härteres Spieltempo eine Verbesserung. Eine vollständige Umformung erfährt der 3. Akt. Die 1. Szene, die bisher nur als Auseinandersetzung zwischen den Führern der Bewegung zu sehen war, wird nun als große Volksszene aufgefassen. Dabei erfahren die Gegensätze, die in jener früheren Zeit schon recht lebendig waren eine weit stärkere Gegenüberstellung. Als Vertreter des Friedensgedankens treten die Branner auf, an ihrer Spitze als Sprecherin die Hofstatterin, als Vertreter der kämpferischen Einstellung die Männer durch deren früherer. Zwischen beide ist Hofer gestellt, der zum Schluss in Verurteilung der wahren Lage zu dem verhängnisvollen Entschluss gedrängt wird, den hoffnungslosen Kampf weiter zu führen, den er dann mit dem Tode sühnen muß. Das Spiel beginnt am Sonntag, 14. Juni.

Diktor Axel Serck

Aus Berlin kommt die Nachricht vom Tode des Komponisten E. Serck. Den musikalischen Kreisen Karlsruhe wird der Name des Verstorbenen in wehmütiger Erinnerung kommen. Mit seinem Hinscheiden im 43. Lebensjahr vollendet sich eine Tragödie, die vor wenigen Jahren Ludia Serck dem Gatten im Tode vorangegangen war, betrauerte man einen leisen Menschen von subtiler, feinfühler Interrelationskraft und nachsichtigeren Fähigkeiten. Nach dem Schicksalsschlag dieses Verlustes seines besten Halters wandte sich der Todtsünder nach der Heiligschürst, hoffend, sein Wert unter günstigeren Umständen zum geistigen Ziel hinzuführen. Wirtschaftlicher Not besser entgegen zu können. Die Not der politischen Wirrnisse hatte das Künstlermarke immerzu aus der russischen Heimat getrieben; jenseits der Berge ließe die Erhaltung menschenwürdiger Existenz und reicher Entfaltung in gutem Boden. Die Begehung war da. Ein unruhiger Schöpferwille lebte und war zu erleben in mancher gelungenen Aufführung. So kam Stellungskammermusik für Streichinstrumente und Solo, in der Tendenz nach nach und neue Wege wandelnd. Eine Erwartung erfüllte die Oper „Domo“, die vorgebend der Uraufführung barriere - bis heute Die originale Ouvertüre wurde immerzu vom Landestheaterdirektor (unter Rudolf Schwars) erfolgreich aufgeführt. Das war der Letzte, das man hörte. Dann kam, fern von den Freunden, die Künstler hier schmerzhaft, die härteste Not: die Krankheit, zunächst gar verzerrt, aber alles Vollbringen sinnlos abwärts, so daß das Schicksal mit diesem Tode, wenn auch unangenehm, bitter folgerichtig sich nur vollendete, wie es in diesem Leben unerbarmlich gewaltet hatte. Dr. Diefenbach

Er beschloß, aradeswegs dorthin zurückzukehren, wohin der Sturm seines Geschicks ihn im ersten Born gemoren hatte.

„Aber nee, wirklich, wer ooch so'n Namen mitbekommen hat! So'n ulfischen, bedeutungsvollen Namen... wie Pieten hat de Küste verloren... Neel...“

Es regnete in der Oktobernacht. Auf seine nasse Hand fiel etwas und blieb dran kleben. Er hob die Hand in der Dunkelheit an die Augen und erkannte, daß es ein kleines braunes gestricheltes Herffschblatt war, das die junge Birke über der alten Tolle ihm hatte auf die Hand jegen lassen.

„Neel, neel!“ knurte er. Dann sties er mit dem Fuß an die Wand des Kees und rief: „Wiste schon unnen? A bin ooch wieder da!“

Ende.

Fremdenlegionär

Wir beginnen morgen mit dem Abdruck der Erinnerungen des ehemaligen Fremdenlegionärs Lolo Gold aus Niederbühl bei Pfaff, jetzt wohnhaft in Stuperich bei Karlsruhe. Lolo's Buch „Die Jahre von Kamerun“ ist, bearbeitet von Redakteur Hermann Winckler, im Volksfreund-Verlag erschienen. Die werbungsgetreue und erschütternden Berichte von Lolo's Koll haben allüberall Aufsehen erregt. Eine große Anzahl Tageszeitungen beschäftigen sich mit den Mitteilungen Lolo's, verschiedene Blätter haben den Abdruck der Tagebuchblätter erworben. Es sind ja auch ungewöhnliche Erlebnisse, von denen Lolo zu berichten weiß.

Als Einleitung zur Geschichte von Lolo's Koll bringen wir nachstehend zwei Briefe eines Fremdenlegionärs zum Abdruck, der sich zur Zeit noch in der Legion befindet, und dessen Dienstzeit 1933 abgelaufen ist. Aus begrifflichen Gründen haben wir den Namen des Legionärs, die Angabe seines Regiments und Standort weg gelassen. Der Inhalt der Briefe bekämpft aber vollumfänglich Lolo's Koll und uns morgen ab zu berichten weiß.

Die Redaktion des Volksfreund.

..... 6. März 1931.

Lieber Otto! Die freundlichsten Grüße sendet Dir entgegen, ein guter Kollege aus der B.F.C.V. von Afrika. Ich bin der... befinde mich schon seit September 1928 in der Legion. Habe hier schon viele Kameraden getroffen, die mit uns zusammen waren in der A.F.L. zum Beispiel den Hauser, Spiegel, Heil, Linber, Dürr, Adam, Karl, Käfer, Grämer und Edert, diese habe ich alle schon gesprochen hier. Das sind manchmal so kleine Erinnerungen von der A.F.L. Ein jeder möchte lieber noch dorten sein, als wie hier in der Legion. Obwohl man dies hätte sich vorher richtig überlegen sollen, was das einem schaden könnte. Ich möchte es ja keinem wünschen, daß Ihr auch solch einen Streich macht, wie wir. Denn hier fliegen einem auch nicht die gebrauchten Tauben in den Mund, sondern die Kugeln von Feinde fliegen auf uns zu. Denn derjenige, dem sein Leben lieber ist, bleibt in seinem Heimatland, im Land der Liebe und kämpft nicht für eine fremde Nation, wie wir dummen Kerle. Wir haben unser Leben auf das Spiel gesetzt, was wir wirklich nicht verantworten können. Mit unserem elenden Blut haben wir uns für fünf volle lange Jahre. Die Jahre sind ja nicht so lange, aber doch etwas ziemlich breit. Ach, wie gerne möchte ich tauschen mit Il., wo ich feinerzeit war. Hier ist es doch tausendmal schlimmer als dorten. Nun, was geschehen, ist getan, da hilft kein Sehen und gar nichts mehr! Die Hauptsache ist doch, daß ich in zwei Jahren wieder gesund und heil in die Heimat zurück kann. Das hier ist doch kein Menschenleben mehr, das ist ein Leben für Verbrecher und Mörder, aber nicht für unser einen. Der Vorkamm wollte immerzu auch mit mir in die Legion; er kann zufrieden sein, daß ich ihn dasmal der Walze verloren habe, sonst würde er auch in diesem Joch fester,

wie ich und ein anderer. Wer möchte denn auch auf einen Einfall kommen, in die Legion zu gehen, das war reines Wahnwitz. Sein Leben für die paar Franc an den Abgrund zu stellen, für unsern Feind. Kannst mir sicher glauben, wenn man dasmal das bewußt gewesen wäre, was ich heute weiß, wäre ich bestimmt nicht hierher gegangen. Nun, jetzt ist es so spät; nicht mehr die Reue. Aber trotzdem es schadet mir noch nicht, ich habe etwas gelernt, was ja gut für späterhin, wenn ich wieder in mein Heimatland komme.

Sonst geht es mir ja soweit noch gut, bin auch noch gesund und munter, was ich von Dir ja auch hoffe.

Lieber Otto, ich hätte Dir gerne ein Photo von mir als Soldat beigelegt, aber leider habe ich momentan keine mehr. Wenn Du mir Antwort schreibst, ich denke, daß ich Dir das nächstemal ein Bild von mir und ein, wo ich mich befinde, mitbringen kann. Du wirst das, was ich Dir vorübergehend mitteilen könnte, von mir. Auf eine Antwort hoffend, schreibe ich mit tausend Grüßen an der Berne Dein Kollege

..... 25. März 1931.

Lieber Otto! Habe Deinen Brief nebst Photographie mit bestem Dank und Freude erhalten. Es freut mich ja sehr von Deiner wiederum einige Zeilen aus meinem Heimatland, von einem Kameraden zu erhalten. Dies wäre wohl auch noch meine erste Freude, die ich hier in der einsamen Wüste hätte. Kannst Du mir vorstellen, eine Fläche, mit nur Steinen und Sand, wie ein Meer und leer das dastehet. Noch nicht einmal findet man eine Blume, die das Menschenherz könnte erfreuen. Es ist, wie gesagt, ein einem Wort, ein jämmerliches Elend. Doch ist es wohl mein eigene Schuld, die Hauptsache aber, ist die Hoffnung auf ein freies Leben in der Heimat. Obwohl in einer Hinsicht leider Feinde schaden, denn mein Handwerk hält mich fern von arabischen Gefahr. Ich kann mir heute noch nicht richtig vorstellen, wie es dazu gekommen bin, mein Leben an den Abgrund zu stellen für eine fremde Nation. Für die Zukunft habe ich schon vorerklärt, daß ich mein Leben nicht mehr für ein paar Lumpige Franc in einem jammernden Qual Marokkos schenke. Es ist nämlich nicht so einfach, in diesem Süden von Marok zu leben. 3. B. hier ist es ganz anderes Klima, wie in Europa. Die Temperatur beträgt im Schatten 40 bis 50 Grad Wärme. Da kannst Du Dir unangelegentlich vorstellen, wenn man das Tags, bei solch einer Hitze noch 70 bis 80 Kilometer marschieren muß mit Gewehr, Patronen, Lebensmittel und Kleidung. Das will bestimmt alles gemacht werden. Wehe demjenigen, der nicht mehr marschieren kann, wenn man unterwegs sind. Er bekommt seine Waffen abgenommen, und liegen gelassen, wenn er nicht mehr fähig ist, sich vorwärts zu bewegen. Ist er aber fähig nach einer Rubenpause, die man einzuhalten, so ist es gut, andernfalls muß er den Hunger des Wüsten sterben. Seine Kameraden würden ihm vom Hunger keine beistehen, aber da hat ein Jeder für sich zu tun, er nicht fester bleibt. Es ist ja nicht so einfach, wenn man solche Sachen mit eigenen Augen ansehen kann. Ein Jeder muß sich wie er am besten an diesem Elend vorbeikommt. Kannst mir sicher glauben, ich bin so froh, wenn ich laagen kann, jetzt geht es in schönen Heimat entgegen. Von der Legion habe ich so die besten, daß ich bald nicht mehr zu atmen vermag. Wenn ich wieder deutschen Boden betrete, werde ich eine unbeschreibliche Freude haben, wie ich sie in meinem Leben noch nie gehabt habe. Gott sei Dank, nicht mehr so arg lange, dann werde ich der Legion den Rücken wenden, und der Freiheit entgegengehen. Jetzt habe ich noch 18 Monate zu machen, dann kehre ich wieder heim. Mit tausend Grüßen aus weiter Ferner Dein treuer Freund

Anbel getenne ich Dir ein Photo von mir, ich bin ja nicht so ganz genug getroffen, aber ich denke, daß Du mich erkennst.